

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Schwartze, Erich: „Aus der Jugendzeit ...!“ Erinnerungen eines alten  
Perlebergers.

heitsgetreue Nachrichten“, in denen er sich in bitterem Groll über die Verständnislosigkeit der Stadtverordneten und des Kirchenvorstandes ausläßt und an ihren menschlichen Eigenschaften kein gutes Haar läßt. Als rühmliche Ausnahme nennt er den Brauereibesitzer Hugo Wendt, dessen auch die Nachwelt als des Verfassers der Wendt'schen Chronik, der einzigen bis heute geschriebenen Stadtgeschichte Perlebergs, mit Dankbarkeit gedenkt. Alle geborgenen Schriftstücke und sonstigen Beigaben ruhen heute wohlverwahrt im Stadtmuseum. Und auch der Turmhahn selbst hat eine Zuflucht dort gefunden. Auf dem stillen welt- und zeitrückten Hof des Museums lehnt er müde, tatenlos an eine Hauswand. Vielleicht träumt er von jenem sagenhaften Vogel Phönix, der nach dem Feuertode aufersteht aus seiner Asche. Wird es auch ihm einmal beschieden sein, auf seinem wiederaufgebauten Turm neu zu erstehen in alter Herrlichkeit?

PROF. DR. ERICH SCHWARTZE, FRANKFURT AM MAIN

### *„Aus der Jugendzeit . . .!“*

Erinnerungen eines alten Perlebergers

Es war im Jahre des Heils 1877, im Juni, als ich in Perleberg im Hause des Herrn Tuchtfeld in der Judenstraße das Licht dieser schönen Welt erblickte. Diese Straße heißt jetzt die Parchimer; das tausendjährige Reich hat sie umgetauft.

Ich habe meine Heimatstadt nur zwei Jahre mit meiner dauernden Gegenwart beglückt. Schon 1879 siedelten meine Eltern nach Frankfurt a. M. um, nicht ohne mich dahin mitzunehmen, und seitdem habe ich mit geringen Unterbrechungen immer dort gewohnt. Aber wir sind meine ganze Schulzeit hindurch immer wieder in den Sommerferien vier Wochen in Perleberg gewesen, und ich habe es auch als Erwachsener immer wieder besucht, zuletzt im Dezember 1944 bei der Hochzeit meines Neffen und Patenkindes Kurt Thiele. Jetzt kann ich leider nicht mehr hin, da mein hohes Alter und Krankheit es mir verbieten.

Wenn wir in Perleberg waren, dann wohnten wir immer im Hause meines mütterlichen Großvaters Louis Thiele, der auf dem Marktplatz, da, wo sich heute die Kreissparkasse befindet, ein großes Haus und ein nicht unbedeutendes Geschäft hatte, das er allerdings damals bereits seinem ältesten Sohne Gustav Thiele übereignet hatte. In dem altertümlichen schaufensterlosen Laden wußte ich sehr gut Bescheid.

In dem großen Ladentisch befand sich ein Schlitz, durch den das kleine „Geld in die darunter befindliche Schublade geworfen wurde. Nach Ge-



schäftsschluß, oft erst zwischen 9 und 10, denn von einem 8- oder 7-Uhr-Ladenschluß war damals noch nicht die Rede, wurde die Schublade geleert und die 1-, 2-, 5- und 10-Pfennigstücke in Häufchen geordnet, wobei ich oft mit Begeisterung mitgeholfen habe. Ich wüßte heute noch die Stellen anzugeben, wo damals die Schubladen mit der Schokolade und den Rosinen waren, und den Platz, wo die merkwürdig geformten Schnapsflaschen standen, deren eine später im Heimatmuseum zu sehen war. Eine enthielt einen wunderschönen roten, aber sicher sehr harmlosen Kirschlikör. Wenn ein gewichtigerer Kunde kam, bot mein Onkel ihm einen solchen Schnaps an, goß ein Gläschen voll und fragte beim Eingießen: „Ist es genug?“ Auf die bejahende Antwort sagte er dann: „Na, denn Prost!“ und trank den Schnaps selbst aus. Aber der verwunderte Kunde bekam dann natürlich auch einen. In der Nähe der Fenster befand sich im Boden eine aufhebbare Klappe, von der eine Treppe in einen großen Keller führte, in dem Wein und andere Warenvorräte aufbewahrt wurden. Ich hatte da unten immer ein leise unheimliches Gefühl, und das hat sich viel später bei mir zuweilen im Traum wieder eingestellt, wo ich diesen Keller als ein unendliches Labyrinth von finsternen und feuchten Gewölben wiedersah.

Viel freundlicher war es auf dem großen Flur, von dessen Decke die gewaltige Waage herabhing, die ebenfalls heute im Museum ist. Auf ihr wurde damals das Leder gewogen, denn das Geschäft handelte außer mit Kolonialwaren mit allem, was Schuhmacher und Sattler brauchten, vornehmlich also mit Leder. Dieses wurde in mächtigen halben Roß- und Rindshäuten, sogenannten Ripsen, angefahren und dann von den Gehilfen auf die Waage geschleppt. Aber auch meine Eltern und ich bestiegen sie, und zwar gewöhnlich am Anfang und am Ende der Ferien, um zu sehen, wieviel wir an Großmutter's nahrhaftem Tisch in den Ferien zugenommen hatten.

Trat man aus der Haustür und ging die fünfstufige Freitreppe hinab, die von zwei kurzen dicken Pfeilern flankiert war, die, weiß der Himmel warum, die Käse genannt wurden, dann gab es allerlei zu sehen. Gegenüber das Rathaus mit dem schönen Wappen mit seinem achtstrahligen Stern und den Perlen zwischen seinen Strahlen, und zur Rechten die mächtige Stadtkirche, damals noch mit dem gewaltigen Turm, der weithin das Wahrzeichen Perlebergs war, und von dem man fern in die Lande hinaussehen konnte, was ich oft genug getan habe. Hatte man Glück, dann kam aus dem Rathause der Ausrufer, der mit mächtiger Stimme der Bürgerschaft die Erlasse des hohen Magistrats verkündete. Der Mann machte mir einen gewaltigen Eindruck schon durch seinen langen dunklen Bart, noch viel mehr aber durch die Tatsache, daß er, vermutlich ein Invalide aus dem siebziger Krieg, nur einen Arm hatte.

Wenige Schritte nach links kam man zu der Pumpe, von der die Frauen und Mädchen in Eimern, die gewöhnlich zu zweien an einer Schultertrage



hingen, das Wasser holten. Der Wasserspender hieß im Volksmund die „Plumpe“, so daß ich lange glaubte, diese Wortform sei die richtige. Zwar stand auf dem großväterlichen Hof auch eine „Plumpe“, aber deren Wasser war wegen der möglichen Versickerung aus den nahe benachbarten Pferdeställen nicht einwandfrei und jedenfalls zum Trinken ungeeignet.

Ging man zur anderen Schmalseite des Marktplatzes, vorbei an der sehr verlockenden Lüdecke'schen Konditorei, wo es die beste Apfeltorte gab, die ich, wenigstens meiner Erinnerung nach, je gegessen habe, so stand man vor dem gewaltigen Roland, der von dem halben Dutzend seinesgleichen, die ich gesehen habe, entschieden der schönste ist. Als ich 1913 in mein jetziges Haus in Frankfurt einzog, schickte mir ein guter Freund aus Perleberg eine etwa  $\frac{1}{2}$  Meter hohe Gipsnachbildung, die viele Jahre auf einem Postament in meinem Arbeitszimmer gestanden hat. Jetzt ist sie, wie so vieles andere, durch die Kriegswirren vernichtet.

Hinter dem Roland war schräg einerseits das Geschäft von Friedrich Wilhelm Schultz, schräg andererseits von Wilhelm Friedrich Schultz, und zum Überfluß an der Ecke der Poststraße ein dritter Schulz, der nach einem seiner Hauptgeschäftsartikel allgemein Seifen-Schulz genannt wurde. An der anderen Ecke der Poststraße war die Apotheke. Sie war der eine Eckpfeiler der langen Häuserfront, deren anderer das Haus meines Großvaters war. Die Apotheke hieß Löwen-Apotheke; die beiden großen Anfangsbuchstaben waren einmal schön rot gewesen, aber im Laufe vieler Jahre so verblichen, daß aus weiterer Entfernung nur noch öwen-potheke zu lesen war.

Von der Gegenecke des Marktplatzes ging es zum Garten meiner Großeltern. Schon der Weg war interessant. Links die Kobel'sche Brauerei, rechts das Wallgebäude, die alte Gänseburg, wo immer einige der damals in Perleberg liegenden blauen Ulanen Posten standen, denn in ihm war das Arrestlokal. Dann kam die Brücke über die Stepenitz, eine von den etwa zwölf, die im Gebiete der Inselstadt den Fluß auf seinen beiden Armen oder auf dem wiedervereinigten Lauf überqueren.

Und nun, jenseits des Hagens, war der Garten selbst. Er bestand aus drei Terrassen, deren unterste nur Blumenbeete und ein Wasserbecken mit einem kleinen Springbrunnen enthielt, während die mittlere, zu der man durch eine Art aus niedrigen, knorrig gewachsenen Lindenstämmen gebildeten Laube aufstieg, und die obere Terrasse große Beete mit Erdbeeren und Gemüse aufwies. Der Mittelweg war von zahlreichen Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen begleitet, von deren Früchten ich nach Belieben naschen durfte. Die untere Terrasse hatte ein hübsches, offenes Gartenhäuschen, und darin als besonderes Glanzstück bunte Fenster, durch die man die Welt je nach Wunsch rosenrot, himmelblau, strohgelb oder grasgrün sehen konnte. In dem Garten habe ich übrigens als Sekundaner meine ersten Rauchversuche gemacht, die mir nicht immer ganz gut bekommen sind. Ich habe dieses Laster trotz der Abmahnung meines nicht rauchenden



Vaters bis heute, also etwa 65 Jahre, beibehalten und viel Geld in die Luft geblasen. Aber ich fürchte, ich hätte es als Nichtraucher doch nicht zu einem Rittergut gebracht. Der Garten hat mir aber als kleinem Jungen zu meinem ersten selbstverdienten Gelde verholfen, indem mein Großvater mir für jeden erlegten Kohlweißling einen Pfennig bezahlte. Es läßt sich denken, daß ich diese Schädlingsbekämpfung mit Eifer und Erfolg betrieben habe. Ging man die Hagenpromenade weiter, so kam man bald an die Bäckerstraße, die Hauptgeschäftsstraße der Stadt, und dort sogleich zu der Stadtmühle. Im Hause meines Großvaters wohnte lange Jahre der Allerwelts-onkel Wenzel, zu dem schon meine Mutter Onkel sagte. Und dieser Onkel Wenzel war der Pächter der Mühle. Infolgedessen durfte ich mich oft dort herumtreiben, das Mühlengetriebe beobachten und, was das schönste war, den eigentlich für Korn- und Mehlsäcke bestimmten Fahrstuhl benutzen und auf ihm bis in das Dachgeschoß und wieder hinunter fahren. Onkel Wenzel war auch der Pächter der etwa eine Viertelstunde oberhalb der Stadt am Flusse liegenden Neuen Mühle, in der ich infolgedessen auch so ein bißchen Hausrecht hatte. Ich war oft dort. Jetzt ist sie schon lange keine Mühle mehr, sondern, wie ich höre, in ein hübsches und gern besuchtes Kaffeehaus umgewandelt.

Um noch bei den Mühlen zu bleiben: Damals gab es, wie wohl überall in Norddeutschland, so auch bei Perleberg noch Windmühlen. Schon vor der Einfahrt des von Wittenberge kommenden Zuges in den Perleberger Bahnhof sah man links deren drei stehen, und eine weitere stand an der Berliner Chaussee vor dem Dorfe Düpow, wohin ich oft gewandert bin. Auch ging es da von der Chaussee ab oft nach Spiegelhagen. An diesem Wege stand an einer Stelle ein Sauerkirschenbaum, dessen Früchte im Juli in bester Reife standen. Ich habe nie versäumt, im Vorbeigehen einige der schönen Kirschen zu mausen und zu schmausen. Ich hoffe, daß dieser Feldfrevler inzwischen verjährt ist. Von da wanderten wir zur Neuen Mühle und an der Stepenitz entlang nach Perleberg zurück. Auf den sumpfigen Uferwiesen wuchs reichlich das schöne Sumpferzblatt, dessen zierliche weiße Blüten auf dem hohen einblättrigen Stengel mich immer erfreuten.

Auf der anderen Seite des Flusses bin ich oft nach den Weinbergen gewandert, diesen Randhügeln eines alten Urstromtales mit schöner Sandflora, wo ich auch immer nach alten, merkwürdig gebildeten Steinformen gesucht habe. Weinberge hießen sie, weil dort früher, vermutlich auch aus sakralen Gründen, Wein gebaut wurde. Heute zum Glück nicht mehr, denn die Sorte wäre wohl so ähnlich gewesen, wie die berühmte Bomster Auslese, jedenfalls nicht so gut wie der, den der immer zu Scherzen aufgelegte Onkel Wenzel einmal in vorgerückter Stunde seinen Gästen als einen besonders feinen Südwein mit dem Etikett „Perlemont“ vorsetzte. Es soll ziemlich lange gedauert haben, bis einer der Herren dahinter kam, daß Perlemont ja eigentlich auf gut deutsch Perleberg heißt, und daß die



Trauben dieses „Südweines“ an heimatlichen Perleberger Johannisbeersträuchern gehangen hatten.

In der Stepenitz lagen damals dort, wo die beiden Arme sich trennen, im sogenannten Tangermann'schen „Gondelhafen“, Mietkähne, in deren einen ich bisweilen mit einem älteren Freunde flußaufwärts gerudert bin. Eines Tages hatten wir meine damals etwa achtjährige Cousine Käthe Thiele mitgenommen, die ja jetzt als Musiklehrerin und Chorleiterin in Perleberg eine sehr bekannte Persönlichkeit ist. Als wir mitten auf dem Flusse waren, kommandierte sie ganz trocken: „Haltet mal an, ich muß mir erst mal die Nase putzen“. Wir hielten als Kavaliere selbstverständlich an und Käthe putzte sich zu unserer Freude ausgiebig die Nase.

Ein beliebter Weg war auch der zum Forsthaus Bollbrück. Ich bin von da in den dreißiger Jahren auch mehrfach weitermarschiert nach Wilsnack, um die mächtige Wallfahrtskirche zu besichtigen und Moorbäder gegen meinen mich damals schwer plagenden Rheumatismus zu nehmen. — Ganz in der Nähe von Bollbrück besaß mein Onkel Gustav Thiele eine stark vermoorte Wiese, die dadurch interessant war, daß auf ihr massenhaft die „Wollblumen“ standen, d. h. die wollartigen Fruchtstände des Wollgrases. Dort habe ich auch das einzige Mal in meinem Leben in freier Wildbahn die bekanntlich unter Naturschutz stehende Sumpfschildkröte gesehen.

Krone und Gipfel meiner Ausflüge bildete aber das Forsthaus „Alte Eichen“. Solange der Onkel Wenzel noch bei meinen Großeltern wohnte, ließ er öfter seine dort in den Hofställen stehenden Müllerpferde anspannen und meine Eltern und mich, auch wohl mit anderen Verwandten oder Freunden, an den hübschen Anlagen mit dem Kriegerdenkmal und dem Schützenhaus vorbei, nach dem Forsthaus fahren. Später wurde zu dem Behuf der stadtbekanntes Fuhrwerksbesitzer Mosenheyer gechartert, den ich schändlicherweise in Hosenmeyer umtaufte. Wie deutlich steht mir das niedrige, behaglich breite Fachwerkhaus mit seinen Bewohnern in der Erinnerung. Die alte Frau Förster Schulz habe ich noch gut gekannt, während ich mich ihres Gatten nicht mehr entsinnen kann. Umso besser aber seines Nachfolgers Förster Frenzel und seiner prächtigen, immer freundlichen und liebenswürdigen Frau, die uns ihren guten Kaffee — echten, denn der Muckefuck war damals noch nicht erfunden — an einem der Tische hinter dem Hause servierte. Dazu wurden gewaltige Mengen des herrlichen Butterkuchens verteilt, den Großmutter Thiele uns mitgegeben hatte. Und dann ging es zur Pilzsuche in den Wald. Pfifferlinge gab es meist reichlich, und wer Glück hatte, fand auch wohl Steinpilze. Selbstverständlich wurden auch allerlei kindliche Spiele gespielt, an denen sich auch die Erwachsenen beteiligten. Ging man von der Vorderseite des Forsthauses ein paar Schritte weiter, dann stieß man auf einen kleinen Bachlauf, an dessen Ufern massenweise der schöne Hainwachtelweizen blühte mit seinen pyramidenförmigen Ähren goldgelber Blüten mit rost-



rotem Grund, die bei den einen Pflanzen von weißen, bei den anderen, besonders schönen von tiefblauen Stützblättern getragen wurden.

Das trauliche alte Haus steht nicht mehr. Der furchtbare Krieg hat es, wie so unendlich vieles andere Schöne, vernichtet, aber in meiner Seele lebt es weiter mit vielem anderen in der lieben Heimatstadt. Möge sie weiter blühen und gedeihen!

### *Interessantes für den Theaterfreund*

Unter dieser Überschrift hatte ich Ihnen im Perleberger Kulturspiegel vom Juli 1956 einiges über den Spielplan des Landestheaters Parchim in der Spielzeit 1956/57 verraten. Falls Sie mir für einige Minuten Ihre Aufmerksamkeit schenken, will ich ein wenig über die bereits begonnene Arbeit und die z. Zt. laufenden Stücke ausplaudern.

Sie selbst werden es inzwischen auch erlebt haben, daß die angekündigte Verkürzung der Vorprobenzeit eingehalten wurde. Schon sieben Tage nach Eintreffen der neuen Künstlerkollegen und Wiederaufnahme der Arbeit nach den Ferien rollten die Autobusse über die Landstraßen, und der Vorhang öffnete sich an dreißig Spielabenden im Monat August für die Theaterbesucher.

Das war in der Hauptsache dadurch möglich, daß das Theater zwei Stücke aus der vergangenen Spielzeit, die nur in wenigen Orten gegeben waren, herüberziehen konnte. Das ermöglicht aber noch eine weitere Neuerung im organisatorischen Ablauf der Landbespielung. Bisher war es so, daß die einstudierten Werke (je ein Sprechstück und ein musikalisches Werk) nebeneinander und im Wechsel in allen Spielorten aufgeführt und nach Erfüllung aller Anrechtsvorstellungen von je einem neuen Werk abgelöst wurden. Das bedeutete, daß die in den jeweiligen Stücken beschäftigten Künstler durch zwei Monate hindurch täglich die gleiche Leistung vollbringen mußten. Dazu gehörte aber eine überaus große Konzentrationskraft, die nicht immer und von allen Darstellern aufgebracht werden konnte. Durch die Erweiterung des Künstlerkollektivs und durch Verbesserung in der Organisationsarbeit ist es jetzt möglich, daß vier bis sieben Stücke im monatlichen Spielplan erscheinen, die dann eine entsprechend längere Laufzeit haben. Das ergibt für die nachfolgenden Stücke eine längere Probenzeit und bedingt im Endeffekt eine Steigerung des künstlerischen Niveaus. Der Besucherkreis im weiten Spielgebiet des Landestheaters Parchim erhält also monatlich regelmäßig eine Theateraufführung wie bisher und wird die Entwicklung sicher dankbar anerkennen.

Nur für mich ist es dadurch schwieriger geworden, Ihnen in Ihrer Heimatzeitschrift etwas über die Inszenierungen zu erzählen, denn wie Sie aus